

Madagaskar: Die ständige Furcht vor der nächsten Katastrophe

Stürme, die Bäume wie Streichhölzer knicken

Im Südosten Madagaskars leiden die Menschen unter den Naturgewalten. Immer wieder ziehen Zyklone über das Land, zerstören Häuser, Felder und lassen die Flüsse über die Ufer treten. Manchmal wird die Region auch von einer Dürre oder einer Heuschreckenplage heimgesucht. Die Welthungerhilfe unterstützt die Madagassen dabei, die Folgen der Katastrophen zu beseitigen – und auf den nächsten Sturm besser vorbereitet zu sein. Von Thomas Vesper



Mit Hilfe einheimischer Arbeitskräfte werden die durch die Stürme zerstörten Straßen instandgesetzt. Für ihre Arbeit erhalten die Männer Lebensmittel. Fotos: Vesper.

Gewöhnlich ballen sich bläulich-schwarze Regenwolken über dem Andringitra-Massiv. Am Rand der Kalksteinochthöhe, die Madagaskars Südosten wie ein Riegel durchzieht, erstrecken sich Tropenwälder, auf die kaum bewohnte, spärlich bewachsene Savannengebiete folgen. In Richtung Küste haben die Kräfte der Natur im Laufe der Zeit eine sanft hügelige Landschaft geformt.

Flüsse durchziehen die Tiefebene, in der nur wenige Kleinstädte liegen. Mit etwa 1.000 Quadratkilometern etwas kleiner als die südfranzösische Camargue zeichnet sich die Region von Farafangana durch guten Boden aus. Auch über die Regenmengen können sich die Reisbauern, die in weit auseinander liegenden Dörfern leben, nicht beklagen. Wenn im Frühjahr die gefürchteten Wirbelstürme die viertgrößte Insel der Welt heimsuchen, ergießt sich über das fruchtbare Land mehr Wasser, als den Menschen lieb ist.

Der Wind tobte mit rasender Geschwindigkeit

Der Zyklon „Hudah“, der Anfang April in der nordöstlichen Küstenstadt Antalaha Schäden anrichtete, verschonte die Leid geprüfte Region. Doch die Bewohner Farafanganas hatten ihre Prüfung bereits hinter sich: „Gloria“ und „Eliane“, wie die Meteorologen zwei vorangegangene Wirbelstürme taufte, deckten im Februar in weiten Teilen des Südostens Häuser ab, entwurzelten Bäume und brachten die Dämme vieler Wasserbecken zur Bewässerung der Reiskulturen zum Bersten.

Die Schäden waren aber geringer als beim Wirbelsturm „Gretelle“ vor drei Jahren. Mit bis zu 120 Kilometern pro Stunde Geschwindigkeit tobte das Naturphänomen damals durch das Land und löste vor der Kalkhochebene sintflutartige Regenfälle aus. In kurzer Zeit schwellen die Flüsse an, traten über die Ufer und setzten die Stadt Vangaindrano unter Wasser. Über Nacht verloren 60.000 Menschen ihre Unterkunft. Dutzende wurden von den reißenden Fluten in den Tod gerissen. Niemand hatte die Betroffenen rechtzeitig gewarnt. Erst drei Tage danach erklärte

ein peinlich berührte Präfekt von Farafangana, er habe erst jetzt die Nachricht über einen herannahenden Zyklon erhalten. Bis heute gibt es keine funktionierende Telefonverbindung zwischen dem Provinzhauptort und der madagassischen Hauptstadt Antananarivo.

Umspülte Dörfer wirken wie Inseln

Monate lang lag die fruchtbare Kulturlandschaft damals unter Wasser. Viele Dämme, Deiche und Rückhaltebecken waren nach dem Rückgang des Wassers nicht mehr zu erkennen. Noch Wochen später versperrten Bäume, die der Sturm mit dem märchenhaften Namen wie Streichhölzer umgeknickt hatte, die löchrigen Pisten. Von Wasser umgeben, wirkten einige Dörfer auf Hügeln wie einsame Inseln, deren Bewohner mit Helikoptern versorgt werden mussten.

In dieser Notlage beschloss die Deutsche Welthungerhilfe, die madagassische Region in ihr Hilfsprogramm aufzunehmen. Sie bereitete ein Projekt zur „Ernährungssicherung“ vor. Doch bis die Arbeit aufgenommen werden konnte, dauerte es 16 Monate. Die Welthungerhilfe musste mit ihren Partnern, darunter die Europäische Union, erst mühsam eine finanzielle Beteiligung aushandeln.

Farafangana war mit Bedacht gewählt worden, weil dort noch andere, unberechenbare Naturgewalten tobten. In manchen Jahren herrscht Dürre, dann wieder fallen Heuschreckenschwärme über die Felder her und vertilgen die Ernte. Die Menschen leben von der Hand in den Mund. Hat ein Wirbelsturm die Reisfelder zerstört, müssen sie sich wenige Wochen später auf eine Hungersnot einstellen.

Und selbst wenn Aussaat, Pflege der Reiskulturen und Ernte einmal reibungslos verlaufen, müssen sich die Menschen in Bescheidenheit üben. Pro Hektar Anbaufläche, so errechnete der französische Logistiker und Mitarbeiter der Welthungerhilfe, Sylvain Houbier, erntet man im Südosten pro Hektar 900 Kilogramm Reis – eine verschwindend kleine Menge im Vergleich zu China, auf dessen Feldern mit Hilfe moderner Technik Rekorderten von bis zu 15

Tonnen pro Hektar möglich sind. Einfauch mehr Reis anzubauen und den Überschuss einzulagern, ist ein Vor-



Die Landwirtschaft, von der die meisten Madagassen leben, ist für die Menschen untrennbar mit den Ahnen verbunden. Denen gehört das Land, sagen sie.

schlag, für den sich kein Einheimischer gewinnen lässt. Räuberbanden würden die Vorräte im Schutze der Nacht mit Sicherheit stehlen, geben sie zu bedenken.

Das Land gehört den Ahnen

Eine „Effizienzsteigerung“ nach westlicher Denkart ist für diese Menschen, die seit jeher als Selbstversorger leben, fremdes Gedankengut. Während der Reisbau in weiter entwickelten Ländern eine Frage der Technik ist, bleibt die Landwirtschaft in Madagaskar untrennbar mit den Ahnen verbunden. Denen gehört das Land, versichern die Madagassen.

Die Aufgaben in der Landwirtschaft sind nach Geschlechtern getrennt. Pflügen die Männer mit ihren Zebu-Ochsen die Felder um, sind die Frauen für das Einsetzen der Reispflanzen und die Pflege zuständig. Geerntet wird dann in der Regel gemeinsam.

Die jährlich wiederkehrenden Naturkatastrophen, die zunehmend stärker werden, haben die Verwundbarkeit der Landbevölkerung noch vergrößert. Die Region um Farafangana zählt mittlerweile zu den dicht besiedeltesten Gegenden des Südostens. Weil die Bevölkerung weiter wächst, werden die Kulturlächen allmählich übernutzt. Um neue Anbauflächen zu gewinnen, holzt man Wälder ab, verbrennt die Bäume und beschleunigt auf diese Weise die Bodenerosion. Rauchfahnen, die der starke Wind über die rötliche Erde treibt, zeugen von der fortschreitenden Zerstörung.

Wenn der Staat in diesem Teil der Insel überhaupt jemals vertreten war, so sind seine Repräsentanten heute spurlos verschwunden. Niemand kümmerte sich darum, die mit Schlaglöchern übersäten Wege und Straßen auszubessern. Die Metallteile eingestürzter Brücken verrotten auf dem Boden der Flüsse, wo auch die Wracks gesunkener Fähren liegen.

Aufgaben, für die eigentlich der Staat zuständig ist

Als die Welthungerhilfe 1998 ihr Hilfsprogramm startete, übernahmen die Mitarbeiter unter Leitung des Darmstädter Ethnologen Marty Feldmann Aufgaben, die eigentlich in die staatli-

etwas Geld, mit dem sie auf den Markt Produkte kaufen, die sie selbst nicht anbauen“, erklärt Sylvain Houbier.

Die Welthungerhilfe erneuerte auch das überalterte Bewässerungssystem und versah Rückhaltebecken mit einem Betonüberlauf und stabilen Schleusen. So kann die jeweils nötige Wassermenge pro Feld genau bemessen werden. Weitere Fortschritte verzeichnete die 23 Mitarbeiter der Organisation in Farafangana bei ihren Bemühungen, die Einheimischen auf die nächste Naturkatastrophe vorzubereiten. Wo immer möglich, werden Reisfelder nicht mehr zusammen, sondern weit verstreut angelegt, um bei Überschwemmungen wenigstens einen Teil der Ernte zu retten.

Mehr Schutz vor dem nächsten Zyklon

Zwar wird die Welthungerhilfe bei Naturkatastrophen weiterhin Soforthilfe durch herbeigeschaffte Lebensmittel aus den benachbarten Regionen leisten, allerdings soll die Bevölkerung nun damit vertraut gemacht werden, wie sie sich bei Zyklonen selbst schützen kann.

Die klassische „Hilfe zur Selbsthilfe“ will die Organisation mit der Europäischen Union umsetzen. Ein Projekt sieht unter anderem vor, die Bevölke-

rung in gefährdeten Gebieten darüber aufzuklären, wie sie selbst die größten Schäden verhindern kann. Wie das im Detail laufen muss, erläuterten in diesem Frühjahr Staatsfernsehen und Rundfunk, als sich der Wirbelsturm „Hudah“ der Insel näherte.

Mehrmals am Tag mahnten die Sprecher, den Strom abzustellen, abbrechende Äste sicherheitshalber abzusenken und Hausdächer mit Steinen oder Sandsäcken zu beschweren. Dann wurden die Leute aufgefordert, mit den Ziegen und Hühnern feste Unterkünfte aus Beton aufzusuchen.

In den weit auseinander liegenden Dörfern um Farafangana müssen jedoch die elementaren Verhaltensmassregeln wie bisher weiterhin vor Ort eingeübt werden. Denn dort gibt es keine Radios, geschweige denn einen Fernsehher.

Thomas Vesper ist freier Journalist. Er lebt in der Schweiz.